

sich in sich selbst abzuschließen, sich von den andern und von Gott zu isolieren. Christus gewährt die Gnade, sich diesem fatalen Vorgang nicht ausliefern zu müssen, sondern ihn überwinden zu können, so daß die Gemeinschaft mit Gott und den Mitmenschen nicht nur möglich werde, sondern sich sogar intensiviere. Schließlich verpflichtet Christus den Kranken, für seine Gesundung zu kämpfen und seinen Lebenswillen einzusetzen.

(C. Ortemann, *La pastorale des sacrements auprès des malades*, in: *La Maison-Dieu* nro. 113, I-1973, pg. 115 ssqq.)

*

Tägliche Eucharistiefeier Gefahr des Formalismus oder Hilfe für einen authentischen Glauben? Schon Augustinus stellte sich diese Frage in seiner *Epistola* 54, gerichtet an den Laien Januarius, aber auch in seiner Schrift *De sermone Domini* in Monte II, 7, 266 (Migne PL 4, 1280). Der Bischof motiviert seine Antwort von der Wirklichkeit der Gemeinschaft, die Christus so entstehen läßt zwischen sich und uns, zwischen den Gliedern seiner Gemeinde. Christus wird hier nicht als der vereinzelte verstanden, sondern als die Einheit aller Menschen in Ihm, Einheit als Vorgang der alltäglichen Liebe zueinander. Christus bedeutet „Gemeinschaft“; Er ist das große „Wir“, auf das hin die ganze Menschheit unterwegs ist. Das gibt der täglichen Eucharistie einen ungeheuren Dynamismus

des Wirkens. Sie ist ein Auftrag, der nie vollendet werden kann. Dieser Auftrag wäre erst dann erfüllt, wenn die Liebe auf Erden ganz und gar verwirklicht würde. Erst dann wäre der ganze Christus totale Wirklichkeit. Aber dies ist nicht der Fall, solange wir unter uns die Liebe und Einheit miteinander erst realisieren müssen. Darum haben wir es nötig, uns täglich neu von diesem Ideal Christi fordern zu lassen.

(T. van Bavel, *Dagelijkse eucharistieviering?* Een oud antwoord, in: *Tijdschrift voor Liturgie* nro. 2/1973, pg. 123 ssqq.)

*

Unter den heutigen Formen der Buße sollte die Sündenvergebung durch die Kirche als Gemeinschaft mehr beachtet werden. Das gegenseitige Verzeihen, die Aussöhnung mit dem Bruder vor dem Gottesdienst ist eine Vorbedingung für die Vergebung durch Gott. Das Institut der Laienbeichte im Mittelalter hatte weithin diese Aufgabe. Es wäre für unsere Familien, Betriebe, Schulen, Ämter eine wertvolle Hilfe, wenn eine solche Aussöhnung ständig geschehen würde. Bei der Beichterziehung des Kindes sollte gerade diese Versöhnungsbereitschaft und Einübung mehr beachtet werden als das Lernen einer starren Beichtformel, die dann womöglich durch das ganze Leben beibehalten wird.

(K. Gastgeber, *Pastoral der Buße*, in: *Lebendige Seelsorge*, Mai 1973, p. 148.)

Rafael J. Kleiner OSB – Rom, S. Anselmo

Berichte

Gottesdienst in Rhodesien – Afrikanische Kirchengesänge

Ein Besuch im Juni/Juli 1972 zeigte, daß sich in der rhodesischen Diözese Gwelo – wenigstens soweit ich die Pfarreien besuchen konnte – überall die afrikanischen Kirchengesänge durchgesetzt haben. Die Harmonien sind verschwunden und durch Buschtrommeln ersetzt worden, welche die Gesänge begleiten. Früher wurden europäische Kirchenlieder importiert oder afrikanische Texte allen möglichen und unmöglichen Melodien unterlegt (z. B. auch „Ich hab mich ergeben“ oder „Munotsglöcklein“). Da und dort halten Leute aus Malawi – die meistens in den Bergwerken arbeiten – allerdings noch zähe an ihrem aus der Heimat mitgebrachten Liedgut fest, das sie bei gewissen Gelegenheiten singen. In einer Pfarrei ist es z. B. Brauch, daß die Malawi-Leute nach der Kommunion ein Weihnachtslied singen, dessen Refrain auf „hmm“ gesummt wird und mit den seine Herkunft verratenden Worten schließt: „Venez divin enfant!“ Die wichtigsten Gesänge sind heute in einem Kirchengesangbuch zusammengefaßt (vgl. „Ein vorbildliches afrikanisches Volksgebetbuch“ in „Heiliger Dienst“ 1971, 164 f.). Es kam in einer Auflage von rund 10 000 Exemplaren heraus und wurde zu einem „Bestseller“ für die katholische Mambo-Press in Gwelo. Das Bistum Gwelo zählt rund 100 000 Katholiken. Das Gesangbuch befindet sich in der Hand der meisten „opinion leaders“ (Geistliche, Lehrer, Katecheten usw.), während das Volk die Gesänge – die vielfach in afrikanischer Art auf Responson zwischen Vorsänger und Volk ausgerichtet sind – auswendig singt. Die vielfach rhythmisch packenden Gesänge werden, besonders wenn von Trommeln skandiert, mit großer Begeisterung gesungen. Bei den „educateds“ (Mittelschüler, europäisierte Schichten usw.) zeigt sich allerdings da und dort eine gewisse Abneigung. Die afrikanischen Gesänge gehen auf die Bemühungen des Immenseer Missionars Josef Lenherr zurück, der als Musikethnologe afrikanische Lehrer anzu-spornen wußte, einheimische Melodien zu sammeln und zu Kirchengesängen zu verarbeiten. Diese Arbeit geht weiter, und die afrikanischen Komponisten finden sich regelmäßig zu Kursen und Tagungen zusammen, wo Josef Lenherr als Berater wirkt und die neuen Gesänge und ihre Probleme besprochen werden.

Die Liturgie wird überall in der Shona-Sprache gefeiert, in den Mittelschulen von Zeit zu Zeit auch in der englischen Verkehrssprache (zur Vorbereitung auf die Zusammenarbeit mit den weißen Katholiken). Die Texte wurden von einer interdiözesanen Liturgischen Kommission erarbeitet und von der „Mambo Press“ in Gwelo als Faszikel herausgegeben. Da und dort versuchen die Leute aus Malawi im Gottesdienst auch ihre Sprache zur Geltung zu bringen, was aber aus Zeitgründen Schwierigkeiten bietet. Da ihre Sprache nicht allzustark vom Shona abweicht, beläßt man es meist bei diesen Texten, außer es werde eine der Lesungen in der Malawi-Sprache vorgetragen.

Wo immer lesekundige Leute zur Verfügung stehen, wird die erste Lesung von einem Katecheten, Lehrer, „Leader“ usw. betreut. Damit ist oft eine kleine Ansprache verbunden, die – weil „aus eigenem Munde kommend“ – mehr Einfluß hat als jene des Missionars. Dieses Vorgehen steht auch im Zusammenhang mit dem Gemeindeaufbau. Überall sind heute kleine Gebietspfarreien, die einige Dörfchen umfassen, von unten her im Aufbau begriffen. Die „Leaders“ der einzelnen Dörfchen (mit einigen zusätzlichen Chargen) bilden die Pfarreiräte. Wenn nun die „Leaders“ im Gottesdienst vorlesen und sich an die Leute wenden dürfen, so sind sie damit in der Kirche den Häuptlingen gleichgestellt, die in den Volksversammlungen allein zu ihren Leuten sprechen dürfen. Während früher die gesamte Seelsorge zentral von einer Missionsstation aus besorgt wurde, sollen heute die kleineren Pfarreien ihre Angelegenheiten selber in die Hand nehmen. Die Mission steht nur noch zur Beratung und Unterstützung zu Verfügung, stellt aber nicht einfach mehr alles fix und fertig hin wie früher. Diese Sozialisierung in der Kirche wird flankiert von Sozialisierungsbestrebungen in der Art von gemeinsamen Bewässerungsanlagen, Spar- und Kreditvereinen, Vorsorge für Dürre- und Notzeiten usw.

Die alten Kirchen im europäischen Stil sind abgelöst worden von Rundkirchen (in der Art der afrikanischen Rundbauten) des „Fastenopfertyps“ (ausgearbeitet und teilweise finanziert vom „Fastenopfer der Schweizer Katholiken“) und werden immer mehr verbessert. So gibt es z. B. in einer Kirche Wandbänke an den Wänden, wo sich die Männer niederlassen, wie in ihren Hütten daheim, während die Frauen und Kinder den Innenraum bevölkern. Die neue Gestaltung und die eigenen Bemühungen beim Bau der Kirchen lassen diese viel mehr als eigene Sache empfinden. So sprach der Schulrektor in einem Dörfchen draußen von der neuen Kirche immer sehr betont als von „unserer Kirche“.

Dezentralisierung des Gottesdienstes

Die Seelsorge war früher, wie schon gesagt, sehr stark auf die „Mission“ konzentriert. Unter „Mission“ ist in Rhodesien eine Art „Provinzstadt“ zu verstehen; es sind Kultur- und Sozialzentren mit Schulen, Spitälern, Lehrwerkstätten usw., die einer ganzen Gegend das Gepräge geben und auf den Landkarten auch entsprechend vermerkt sind. Hierher kamen die Leute auch, oft Stunden weit, zum Gottesdienst. Überhaupt ließ sich das gottesdienstliche und religiöse Leben noch weithin in großer Gemeinschaft regeln, da die Leute auch im gesellschaftlichen Bereich vom gemeinsamen Stammesleben geprägt waren. Wegen der Einflüsse der in Rhodesien sehr intensiven Schulbildung und der Arbeit eines großen Teiles der Männer in der Stadt, ferner auch der Einflüsse von Fernsehen, Radio, Massenpresse usw. ergibt sich aber immer mehr die Notwendigkeit zur Gruppen- und Individualbetreuung. Die großen „Missionen“ sind heute die Hauptstützpunkte, von denen aus die Missionare die einzelnen Pfarreien und ihre Sektoren besuchen. Auf dem Land draußen gibt es die kleineren Stützpunkte, meist mit einer regionalen Kirche. Der Missionar wohnt mindestens einen Teil der Woche und am Sonntag draußen. Statt in den leeren Regionalkirchen für ein paar Leute Gottesdienst zu halten, findet der Werktagsgottesdienst nach einem bestimmten Turnus bei den Leuten draußen in den Dörfchen statt. Meistens kommen allerdings nur ältere Männer, Frauen und Kinder, weil die jungen Männer und Familienväter über die Woche in der Stadt arbeiten (dort sind dann die Pfarreien über die Weekends und Feiertage weitgehend entvölkert, was nicht geringe pastorale Probleme stellt!).

Bei diesen Gottesdiensten in einem Gehöft draußen oder in einer einfachen „Buschkapelle“ kann sich der Gottesdienst auch viel ungezwungener entfalten als in größeren Kirchen. Bei der Wandlung brechen die Frauen an manchen Orten in Trillerrufe nach „Indianerart“ aus, wie sie ihren Häuptling begrüßen, und oft geht der Schlußgesang spontan in einen Freudentanz über. Die liturgischen Gewänder werden auch beim einfachsten Gottesdienst im „Busch“ draußen getragen, weil der Afrikaner sehr viel auf solche Gewandungen gibt. Und auch die Lektoren tragen manchmal eine Art Stola. Bei jedem Gottesdienst wird ein Opfer zu Händen des Pfarreirates eingebracht, und die Beträge lassen sich meistens im Verhältnis zum Einkommen der Leute sehen, besonders beim sehr beliebten Erntedankfest mit seinen

Naturspenden für Arme und Notleidende. Da der Missionar natürlich nicht alle Pfarreien jeden Sonntag besuchen kann, werden von den Katecheten Wortgottesdienste gestaltet (für die ebenfalls Vorlagen der Liturgischen Kommission vorhanden sind), die aber weniger geschätzt sind als der Meßgottesdienst.

Probleme und Hoffnungen

Es soll nicht verschwiegen werden, daß das moderne Leben mit seinen säkularisierenden Einflüssen auch in Rhodesien, das bis in den äußersten „Busch“ hinaus weitgehend urbanisiert ist, auch für die Seelsorge und den Gottesdienst zahlreiche Probleme aufwirft. Leider spielen auch die Rassenprobleme hinein. Der europäische Missionar wird zwar heute noch überall angenommen, manchmal fast mehr als der einheimische Geistliche, aber die weißen Katholiken sind afrikanischen Priestern gegenüber oft abweisend. Es kommt vor, daß europäische Katholiken sich weigern, die Kommunion aus der Hand eines Schwarzen entgegenzunehmen und daß der Pfarrer mit Reklamationen traktiert wird, wenn er einen afrikanischen Priester in eine weiße Gemeinde einlud. Andererseits gibt es aber auch Beispiele, wo schwarze Geistliche nach entsprechender Vorbereitung von den Weißen sehr freundlich aufgenommen wurden. Ich erlebte das selber bei einem Empfang, wo der afrikanische Priester zunächst selber große Hemmungen hatte, dann aber das Eis sehr rasch auftaute. Übrigens wurde kürzlich der erste afrikanische Bischof Rhodesiens als Weihbischof von Salisbury geweiht. Und da die Bistümer, die meist die Größe Österreichs oder die doppelte Größe der Schweiz haben, in den nächsten Jahren geteilt werden müssen, wird man sich noch da und dort an schwarze Bischöfe gewöhnen müssen. Die heute noch stark europäisch und scholastisch akzentuierte Priesterausbildung wird allerdings noch stärker zu „afrikanisieren“ sein, und viele Missionare wären nicht abgeneigt, wenn erprobte und erfahrene Katecheten, die schon heute im Gottesdienst eine bedeutende Rolle spielen, zu Priestern geweiht werden könnten.

Dr. Walter Heim, Immensee

Gottesdienst

Unter diesem Titel steht der Leitartikel von Pfr. Max Schoch in Nr. 4/1973 des evangelisch-reformierten „Kirchen-Boten“ der Schweiz (Basel). Schoch weist auf die Probleme hin, welche die heutige Konsumhaltung für den Gottesdienst aufwirft: „Sobald die Teilnahme eine geistige Anstrengung verlangt, sind viele vor den Kopf gestoßen.“ Andere haben „genug Kontakte, genug Kameraden, genug Anregungen, genug Erholung“ als daß sie den Gottesdienst noch „brauchten“. Trotzdem ist Gottesdienst heute nach wie vor wichtig.

„Paulus beschreibt ihn als gemeinsames Tun und braucht dazu das Wort ‚Hausbau‘. Diejenigen, die miteinander das Lob Gottes singen und einander das Wort sagen, das sie von Jesus wissen . . . , die voreinander und miteinander beten, diese Menschen bauen ein Haus. Die schaffen eine Wohnung in der unwohnlichen Welt.“

Der Gottesdienst muß *schön* sein. „Man ehrt nicht durch Nachlässigkeit . . . Eine hässliche Gabe beleidigt und erniedrigt. Darum soll die Zusammenkunft um Jesu willen eine schöne Gestalt haben. Auch die einfachste Liturgie will nichts anderes als eine schöne Gestalt sein.“

Wichtiger aber ist der *Inhalt*: „Erstens geht es darum, daß Menschen sich versammeln und einander annehmen . . . Die gottesdienstliche Gemeinschaft ist zugleich mehr und weniger als Vereinskameradschaft, nämlich weniger im äußeren kameradschaftlichen Tun und mehr in äußerer Einstimmung. Der Gottesdienst ist eine innere Bewegung, eine Beugung unter Gott, ein Danken, ein Bekennen.“

Der Gottesdienst muß sich vom Leben auf der Straße *unterscheiden*, aber auch das Leben auf der Straße verändern: „Der Gottesdienst ist dann wichtig, wenn er den Herzen Augen gibt . . . Der Gottesdienst ist ungeheuer bedeutsam, wenn Jesus darin ist, wie er in der Synagoge von Kapernaum war und heilt, was krank ist. . . . Das ist keine Frage der Kunst, welche im Gottesdienst aufgewendet wird, sondern es hängt am Mittun im Loben, Danken, Nachdenken, Bitten. Alle Änderungen und Erfindungen auf liturgischem Gebiet sind wertlos, wenn sie auch noch so gut gemeint sind, um Leute in die Kirche zu bringen. Das Wichtigste muß von innen kommen. Dem sich zu eigen geben, der unser Herr und Heiland heißt, das ist mit den liturgischen Themen des Gottesdienstes gemeint.“

„Ich vermute, daß eine neue Phase des gottesdienstlichen Lebens mit dem mächtigen Bedürfnis nach *Meditation* anbricht. Meditation ist karg an Worten, Klängen und Farben. Sie ist Schweigen, sie blickt mehr nach innen als nach außen. Manch ein Inhalt oder Thema der Liturgie, die Sammlung, das Gotteslob, das Glaubensbekenntnis, muß mit wenigen Worten und mit viel stillem Einprägen und Betrachten geschehen. Darin wird sich der Gottesdienst von einer sich lärmig zur Geltung bringenden Gesellschaft unterscheiden.“

Dr. Walter Heim, Immensee